

„Phlegma und überall Phlegma“

Die deutsche Sicht auf die Niederlande im 18. und 19. Jahrhundert*

Jörg Engelbrecht

Vergleicht man deutsche Stimmen über die Niederlande aus dem 17. mit solchen aus dem 18. und dem 19. Jahrhundert, so fällt eine erhebliche Diskrepanz ins Auge. Noch gegen Ende des 17. Jahrhunderts, als sich das „gouden eeuw“ der niederländischen Republik definitiv dem Ende zuneigte, überwogen die positiven, ja zuweilen enthusiastischen Urteile über die Republik, deren wirtschaftliche und kulturelle Leistungen wahrlich beachtlich zu nennen sind. Während große Teile des übrigen Europa in Krieg und Bürgerkrieg verstrickt waren bzw. unter den Folgen dieser Kriegshandlungen zu leiden hatten, profitierten die Niederlande – oder besser gesagt: deren nördlicher Teil – von eben dieser Entwicklung, ja mehr noch: der große Krieg bildete vielmehr die Voraussetzung für die niederländische Prosperität. Weitsichtige deutsche Fürsten, darunter namentlich der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm, nahmen sich die Niederlande ganz gezielt zum Vorbild und holten auch in großem Umfang Niederländer ins Land, die beim Wiederaufbau des ruinierten Brandenburg tatkräftig helfen sollten. Die kleine Universität Duisburg – 1655 vom Großen Kurfürsten gegründet – orientierte sich ganz bewusst an niederländischen Vorbildern und erlebte in den ersten fünfzig Jahren ihres Bestehens eine in der Folgezeit nicht mehr erreichte Blüte.

Aber auch weniger prominente Deutsche äußerten sich in ihren Briefen und Reiseberichten beeindruckt über die Zustände in der Republik. Übereinstimmend hoben sie den Fleiß der Niederländer, ihre persönliche Anspruchslosigkeit und ihre Reinlichkeit hervor, beobachteten freilich auch einen gewissen Geiz, der in der Regel jedoch damit entschuldigt wurde, dass er eben eine unverzichtbare Voraussetzung für erfolgreiches Wirtschaften darstelle. Und dass die primäre Eigenschaft der Niederländer ihre ökonomische Tüchtigkeit sei, darin sind sich alle zeitgenössischen Beobachter einig. Eben dieser wirtschaftliche Erfolg ist es auch, der die Bewunderung, vielleicht auch den Neid deutscher Reisender erregt, in deren Heimatländern die Wirtschaft nicht so recht reüssieren will.

Dass es sich bei den Niederländern um Fremde, also um Nicht-Deutsche handelt, ist den meisten allenfalls eine Nebenbemerkung wert: noch sind die



Der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg

deutsche und die niederländische Sprache und Kultur nicht völlig auseinandergetreten, sind die nach wie vor bestehenden Gemeinsamkeiten unübersehbar.

Ganz anders das 18. Jahrhundert: Es ist dies ohne Frage eine Zeit, in der die niederländische Republik zunächst eine lange Phase der Stagnation, dann des unübersehbaren Niedergangs erlebt. Selbst die republikanische Staatsform, in ihrer Art immer noch einzig in Europa, droht an ihren strukturellen Widersprüchen zu zerbrechen. Politisch und militärisch spielen die Niederlande keine Rolle mehr auf der europäischen Bühne: der Part einer europäischen Großmacht ist endgültig zuende. Gewiss, man kann hier immer noch gute Geschäfte machen, und viele machen sie auch. Es sind vor allem die überseeischen Besitzungen in Asien, die nach wie vor für den Wohlstand eines kleineren Teils der Niederländer sorgen. Was dem Land aber gänzlich fehlt, so bemerken es jedenfalls deutsche Besucher, sind die intellektuellen Impulse, wie sie im Goldenen Jahrhundert von Männern wie Hugo Grotius, Constantijn Huygens oder auch Baruch Spinoza ausgegangen sind. Es scheint als habe der Handelsgeist (der nun deutlich pejorativ konnotiert wird), das geistige Klima im Lande erstickt. Diese Bewertung ist nicht ganz von der Hand zu weisen, denn tatsächlich lassen sich allenfalls zu Beginn des 18. Jahrhunderts noch einige Intellektuelle von Rang nachweisen, die aber in der Regel keine gebürtigen Niederländer sondern

exilierte Franzosen – Hugenotten nämlich – sind. Pars pro toto möchte ich an dieser Stelle Pierre Bayle nennen. Solche Köpfe sucht man in der zweiten Jahrhunderthälfte vergeblich.

Hier beginnt sich auch das deutsch-niederländische Verhältnis endgültig umzukehren. Jetzt ist es Deutschland (hier bereits verstanden als ein gemeinsamer Kulturraum), in dem sich die großen Denker finden. Hier wirken Lessing, Herder, Kant und wie sie alle heißen: die Universitäten von Halle und Göttingen haben dem niederländischen Leiden längst den europäischen Rang abgelauften. Die deutschen Intellektuellen haben die Fackel der Aufklärung entzündet, während man sich in den Niederlanden allenfalls um sinkende Gewürz- oder Getreidepreise besorgt.

Auf einmal verschwinden aus den Berichten aus dem Nachbarland auch alle jene positiven Bilder, die man noch wenige Jahrzehnte zuvor gefunden hatte. An die Stelle von Reinlichkeit sind Schmutz und äußerliche Verwahrlosung getreten. Der Fleiß ist durch den Hang zum Trunke, dem ewigen Pfeiferauchen und dem Kartenspiel fast gänzlich zum Erliegen gekommen. Hatte man den introvertierten Charakter der Niederländer im 17. Jahrhundert vielfach als Ausweis einer überlegten und klug abwägenden Haltung gesehen, so wird dieselbe Charaktereigenschaft jetzt pauschal als „Phlegma“ gewertet, das „dem Holländer“ angeboren sei.

Am schlimmsten aber steht es um die Sprache. Deutsche Reisende können sich gar nicht genug mokieren über die seltsamen Laute, die aus den Kehlen der Menschen steigen. Zu einer Zeit, in der sich die deutsche Sprache gerade anschiekt zur Hoch- und Literatursprache zu werden, begnügen sich die Niederländer – und ich lasse hier ausschließlich meine Gewährsleute sprechen – mit einer Art Mundart, der jede Eignung zu Höherem abgeht. Es ist die Sprache von Händlern, Bauern und Fischern, wie man sie auch an manchen Orten Niederdeutschlands zu hören bekommt. Kurz: Niederländisch ist so etwas wie Plattdeutsch, nur, dass man es noch schwerer verstehen kann.

Einer meiner Reisenden, den ich im Folgenden etwas zu Wort kommen lassen möchte, ist Georg Forster, der im Frühjahr 1790, in Begleitung des jungen Alexander von Humboldt, von Mainz aus eine Reise unternimmt, die ihn auch durch weite Teile der Niederlande und schließlich bis nach England führt. Sie ist dokumentiert durch das Buch „Ansichten vom Niederrhein“, das bis heute als erstrangige Quelle zur Geschichte Nordwesteuropas im ausgehenden 18. Jahrhundert zu sehen ist.¹

Georg Forster, geboren 1757 in Nassenhuben bei Danzig, hatte damals bereits ein mehr als abenteuerliche Leben hinter sich. Einen Namen hatte er sich vor allem mit seinem – zuerst auf Englisch erschienenen – Buch „A Voyage Around the World“ gemacht, in dem er seine während einer Weltreise mit James Cook gesammelten Erkenntnisse niederlegte. Zum Zeitpunkt seiner Rheinreise, die hier Gegenstand der Betrachtung sein soll, war er Bibliothekar an der wenige Jahre zuvor gegründeten Universität Mainz.

Man sollte also davon ausgehen können, dass dieser aufgeklärte und weitgereiste Mann einen kritischen Blick besessen hat, der ihn davor bewahrte



Georg Forster

gängigen Klischees und Vorurteilen aufzusitzen. Und doch – so will es scheinen – hat sich auch Forster von solchen Vorstellungen leiten lassen. Offensichtlich hatte er vor Reiseantritt bereits etliches über die Niederlande gelesen, und dieses Gelesene hat seinen Blick gelenkt.

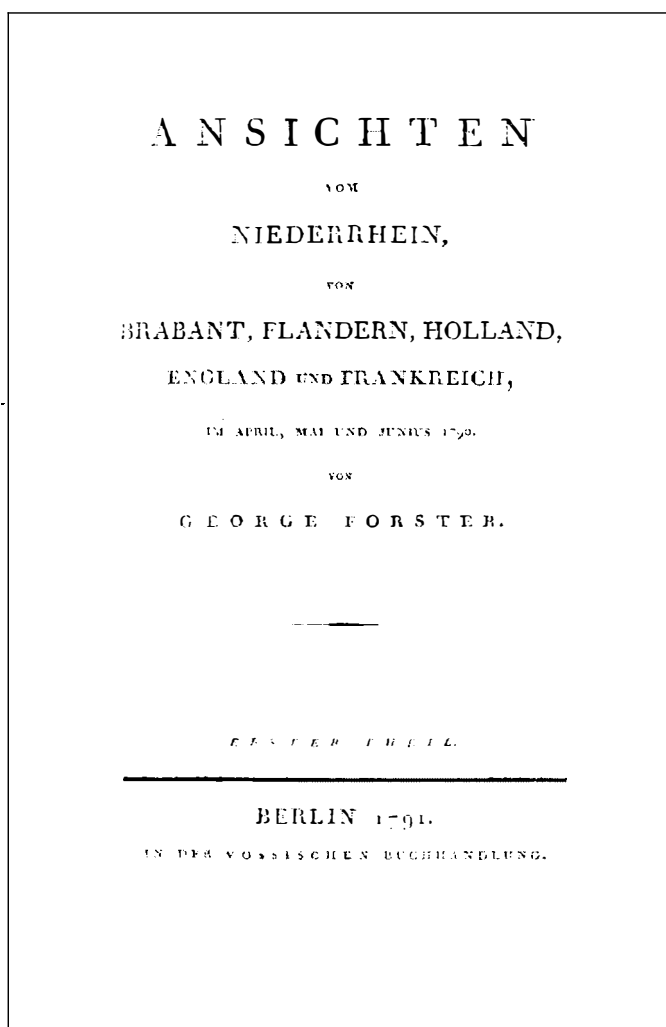
Anlässlich seines Besuches in Amsterdam etwa, das ihn von seiner städtebaulichen Gestalt her stark fasziniert, kommt er ins Räsonieren über den niederländischen Volkscharakter, für den er wenig schmeichelhafte Worte findet. Der „Holländer“ (damals wie heute steht dieser Begriff für die Gesamtheit der Niederländer), der Holländer zeichnet sich durch selbstzufriedene Behaglichkeit aus, ja, diese kann sich bis hin zur kalten Unempfindlichkeit steigern. „Die langsame bedächtige Gleichmütigkeit kann zuweilen in Trägheit und Amphibienzähigkeit ausarten: das entschiedene Wollen geht über in Starrsinn, und die nüchterne Sparsamkeit in Habsucht und Geiz.“²

Mit dieser Bewertung trifft Forster ziemlich genau den Tenor, den auch die meisten anderen deutschen Reisebeschreibungen aufweisen. Auch hinsichtlich der Sprache ist sein Urteil wenig schmeichelhaft: Nachdem er in Amsterdam einer Theateraufführung beigewohnt hat, notiert er über das Gesehene – und vor allem das Gehörte: „Es gehören in der Tat nicht nur gesunde, sondern auch dicke Nerven dazu, um das Gebrüll und Geheul der hiesigen Schauspieler zu ertragen. (...) Ein Ohr, das Harmonie gewöhnt ist, hat dabei völlig die Emp-

findung, wie wenn mit der größten Wut ein Kontrabass unaufhörlich gestimmt wird.“³

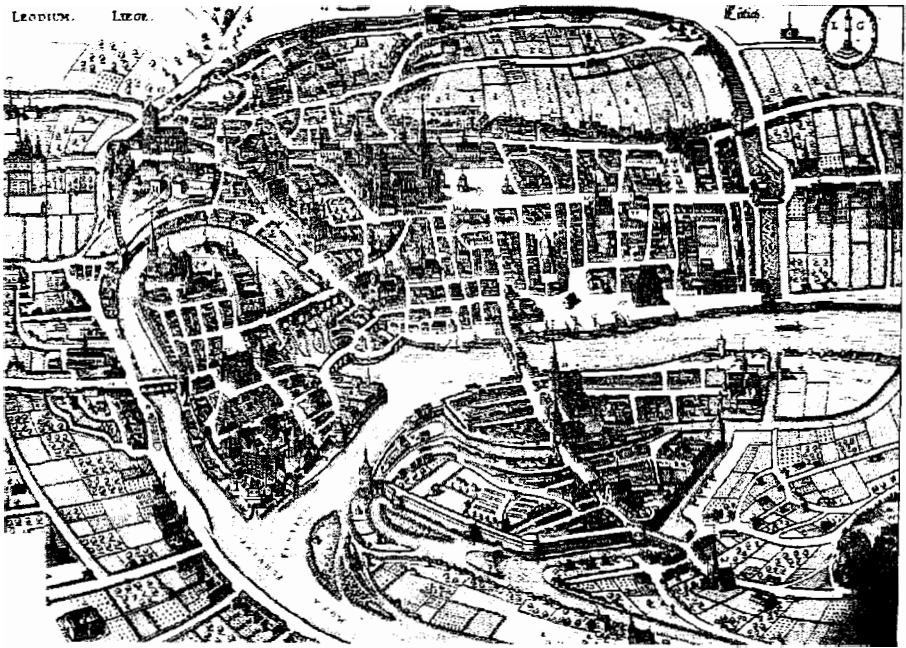
Immerhin aber erkennt er die große Vergangenheit der Niederlande an, betont ausdrücklich deren Freiheitswillen und ihren heldenhaften Kampf gegen die Spanier – aber das liegt eben schon mehr als hundert Jahre zurück. Die Gegenwart, wie sie Forster erlebt und beschreibt, lässt nur noch wenig von dem alten Glanz erkennen. Hier sieht er nur „Phlegma und überall Phlegma!“.⁴

Aber schlimmer noch als die Holländer erwischt es die Flamen. Sie stehen repräsentativ für alles, was dem Aufklärer Forster zuwider ist: Bei ihnen verbindet sich bigotte Frömmigkeit mit Ignoranz und Intoleranz: politisch sind sie völlig desinteressiert. Wörtlich schreibt Forster: „Sie sträuben sich heftig ge-



Titelblatt der Erstausgabe von Georg Forsters „Ansichten vom Niederrhein“ (1791)

gen die Freiheit, und kennen kein größeres Übel als eine Nationalversammlung. Umsonst versucht man es, ihnen begreiflich zu machen, dass zwischen einer oligarchischen Tyrannei und einer Französischen Demokratie noch ein drittes, eine verbesserte Repräsentation des Volkes möglich sei.“⁵ Konnte Forster ahnen, dass die Menschen in Mainz zwei Jahre später, nachdem die französische Armee die Stadt eingenommen hatte, sich ganz ähnlich verhalten würden? Auch die braven Mainzer Bürger konnten mehrheitlich wenig mit dem Freiheitsversprechen ihrer selbsternannten „Befreier“ anfangen: die Mainzer Republik blieb die Sache einiger weniger Intellektueller, darunter auch Georg Forster. Weshalb also sollten ausgerechnet die Flamen und Brabanter, denen Forster den Vorwurf politischer Ignoranz macht, in ihrem politischen Bewusstsein weiter sein?



Lüttich um 1750

Aber nicht alle Niederländer müssen Forsters Wertschätzung entbehren. Die Wallonen, denen er bei seinem Besuch in Lüttich begegnet, heben sich in seinem Urteil äußerst vorteilhaft von ihren flämischen Landsleuten ab. Zwar erscheint ihm die Stadt von ihrer äußeren Gestalt her wenig attraktiv: Sie ist schmutzig, ihre Gassen sind eng und verwinkelt aber die Menschen, die hier leben, scheint dies wenig zu stören. Sie sind, wie Forster erfreut bemerkt, von einer durch und durch lebhaften Art gleich der der Franzosen. Und – was noch viel wichtiger ist – sie teilen mit ihren südlichen Nachbarn auch den Freiheitswillen, den sie soeben durch die Rebellion gegen den Fürstbischof von Lüttich unter Beweis gestellt haben. Hier kann sich Forster – selber Untertan des Erzbischofs von

Mainz – erstmals unter Geistesverwandten fühlen und er kann die Lütticher gar nicht genug für ihre fortschrittliche Gesinnung loben Selbst angesichts der heranrückenden preußischen Truppen, die der Bischof von Lüttich zur Niederschlagung des Aufstands herbeigerufen hat, verzagen sie nicht, sondern bleiben unerschütterlich bei ihrer Forderung nach Freiheit und Abschaffung der despotischen Herrschaft.

Natürlich ist diese Darstellung genauso idealisiert, wie das Bild der Flamen dämonisiert ist. Ganz deutlich wird hier, dass Forster sich tief von der Französischen Revolution hat beeindruckt lassen. Sie gibt die Folie ab, vor deren Hintergrund er über die Niederländer – die im Norden, wie die im Süden – urteilt. Flamen, Brabanter und Holländer, die sich in ihrer Mehrheit gegen die Prinzipien der Französischen Revolution gestellt haben, fallen seiner Verachtung anheim: die Wallonen, den Franzosen ohnehin wesensverwandt, haben als einzige die Zeichen der Zeit richtig erkannt und daraus die richtigen Konsequenzen gezogen.

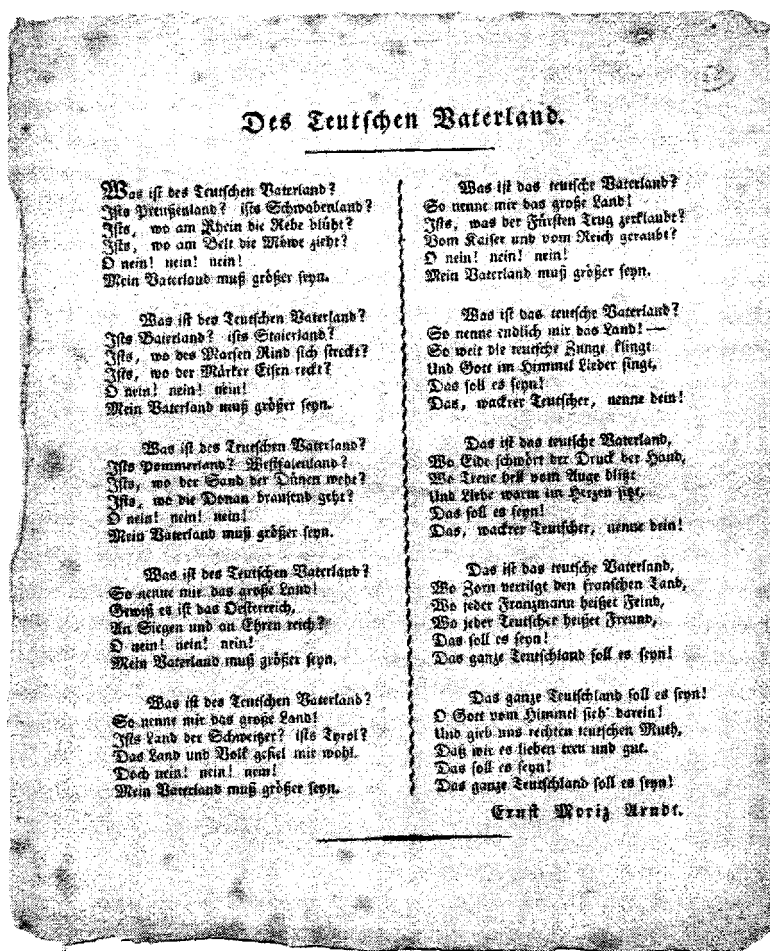
Aber eins bleibt ausdrücklich festzuhalten: So sehr Forster geneigt ist, den Niederländern bestimmte Charaktereigenschaften zuzuschreiben – dergleichen vulgäre Völkerpsychologie war damals im Schwange – so wenig völkisch im engeren Sinne des Wortes ist seine Sichtweise. Kein Wort über Stammesverwandtschaft zwischen Deutschen und Niederländern, kein Räsonieren darüber, ob sich letztere nicht vielleicht doch besser ihren östlichen Nachbarn anschließen sollten und dergleichen mehr, wie es wenige Jahre später gang und gäbe wurde. Forster war – von seiner eigenen Herkunft und Anschauung her – zu sehr Weltbürger, als dass er in nationalen Dimensionen gedacht hätte. Außerdem verdient es festgehalten zu werden, dass sich ein deutsches Nationalbewusstsein und bald darauf auch völkisches Denken erst während der napoleonischen Epoche herausgebildet haben. Forster, der bereits 1794 im Pariser Exil starb, hat all dies nicht mehr erlebt.

In jedem Fall aber war der Boden für eine klischeehafte Sicht auf die Niederlande und die Niederländer bereitet und diese sollte auch noch lange bestimmend bleiben. Vor allem die Meinung, alle Niederländer seien versucht ihrem Wesen nach phlegmatisch, sollte sich als besonders hartnäckig erweisen. Man gewöhnte sich in Deutschland eine Sicht auf die Nachbarn an, die entweder durch völlige Ignoranz oder durch wohlwollender Herablassung gekennzeichnet war. Damals – d. h. in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts – formte sich das Bild von den Niederlanden als dem Land der Windmühlen, des Käses und der Tulpen, von dem allerdings (wenn wir ehrlich sind), die Niederlande in touristischer Hinsicht auch gegenwärtig noch kräftig profitieren.

Politische Querelen zwischen dem 1815 neugebildeten Königreich der Niederlande und Preußen kamen hinzu, die auch nicht unbedingt dazu angetan waren, die Meinung über die Niederländer positiv zu beeinflussen. Man hat es Wilhelm I. auf deutscher Seite lange übelgenommen, dass er auf dem Wiener Kongress hatte, sein Königreich bis an den Rhein auszudehnen, von dem doch Ernst Moritz Arndt im Jahre 1813 kategorisch festgestellt hatte, er sei „Teutschlands Strom, nicht Teutschlands Gränze“. Eben dieser Ernst Moritz

Arndt war es auch, der zu den frühesten Wortführern einer territorialen Ausdehnung Deutschlands auf Kosten der Niederlande gehörte, deren selbständige Existenz er damit in Frage stellte.

Ebenso wie die Schweizer, sollten sich auch die Niederländer „ihren treuesten Nachbarn und ältesten Brüdern, den Deutschen“ anschließen. Zentrales Argument ist ihm dabei die – wie er es sieht – gemeinsame Sprache. Sein Ziel ist es, alle Menschen deutscher Zunge (und das sind für ihn eben auch die Niederländer) unter einem gemeinsamen staatlichen Dach zusammenzufassen. Programmatisch hat Arndt dies in seinem Gedicht „Des Teutschen Vaterland“ zum Ausdruck gebracht.





Ernst Moritz Arndt

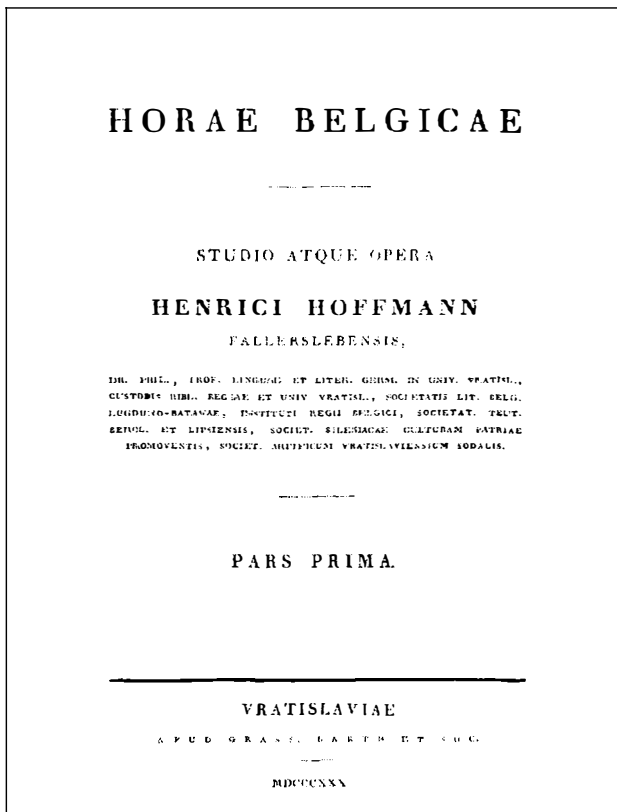
Spätestens nach der Abtrennung Belgiens vom Königreich der Niederlande, also seit den 1830er Jahren, war dies gängige Münze unter vielen deutschen Intellektuellen, wobei der geradezu atemberaubende wirtschaftliche Aufstieg Belgiens solchen Begehrlichkeiten neuen Auftrieb gab. Noch in den deutschen Kriegszielen während des Ersten Weltkriegs fanden sie einen späten Widerhall, denn diese sahen die Annexion eines großen Teils von Belgien vor.

Nicht alle deutschen Äußerungen über die Niederlande waren allerdings von gleichem Wohlwollen gekennzeichnet wie diejenigen von Ernst Moritz Arndt, der durchaus die historischen Leistungen dieses Volkes positiv hervorhob.

Besonders scharfe Töne fanden Vertreter des rheinischen Wirtschaftsbürgertums gegenüber den Nachbarn. Ihnen war es ein Dorn im Auge, dass die Niederlande – in zugegebenermaßen ziemlich eigenwilliger Auslegung der Wiener Schlussakte – die freie Rheinschifffahrt blockierten. David Hansemann, der 1848 immerhin preußischer Finanzminister werden sollte, qualifizierte die Niederlande als „Staat dritten Ranges“, dem man eine solche Frechheit nicht durchgehen lassen dürfe. In einem Artikel für die damals weitverbreitete „Augsburger Allgemeine Zeitung“ schrieb er 1841 fast drohend: „Gottlob die Zeiten haben hoffentlich am längsten gewährt, wo wir

so mit Füßen und von wem? mit Füßen getreten werden dürfen – von einem kleinen Volke auf der Anschwemmung eines deutschen Flusses.“⁶

Gab es daneben noch andere Stimmen? Gab es Menschen, die sich um ein vertieftes Verständnis der Nachbarn bemühten, die gar versuchten, deren Kultur zu studieren und als eigenständig anzuerkennen? Es gab sie, aber es waren wenige. Zu nennen ist hier an erster Stelle Heinrich Hoffmann, der sich – um eine Verwechslung mit dem Autor des Struwwelpeter“ zu vermeiden, Hoffmann von Fallersleben nannte. Hoffmann von Fallersleben gilt heute allgemein als Vater der deutschen Niederlandistik. Unermüdlich hat er die niederländische Sprache und Literatur erforscht und in zahlreichen Publikationen beschrieben.



Titelseite des ersten Teil der „Horae Belgicae“
von Hoffmann von Fallersleben

Wie so viele Fortschrittliche des 19. Jahrhunderts gehört auch er zu denjenigen, die so sehr ins reaktionäre Licht gerückt wurden, dass man aufgrund der umfangreichen Hoffmann-Literatur der letzten Jahrzehnte – und auch die niederländischen Publikationen bilden hier keine Ausnahme – zu der Annah-

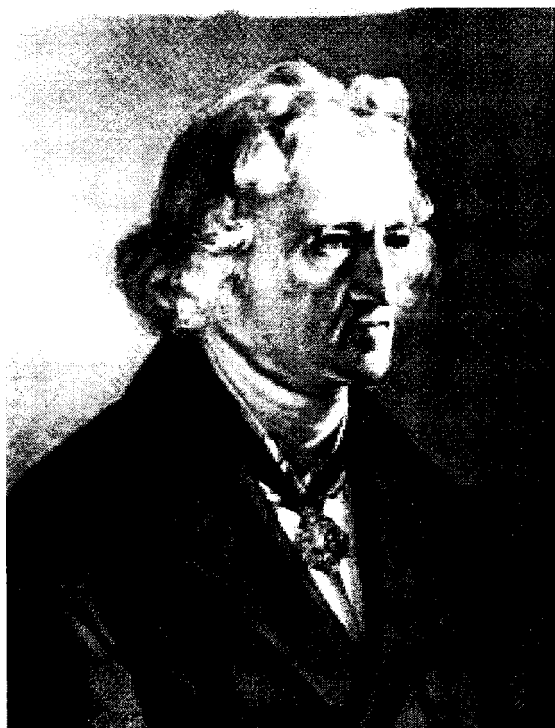


Heinrich Hoffmann von Fallersleben

me gelangen könnte, er sei ein ausschließlich pangermanisch-nationalistischer Schriftsteller gewesen. Sicher, Nationalismus war Hoffmann von Fallersleben nicht fremd, vor allem wenn es darum ging, Deutschland gegenüber Frankreich abzugrenzen. Nirgends aber begegnen uns in seinen zahlreichen Schriften Formulierungen die direkt oder indirekt den pangermanischen Gedanken erkennen lassen.

Acht Reisen hat Hoffmann von Fallersleben zwischen 1820 und 1860 in die Niederlande und nach Belgien unternommen. Er wurde dadurch zum intimen Kenner der beiden Nachbarländer und unterhielt enge freundschaftliche Beziehungen zu zahlreichen belgischen und niederländischen Schriftstellern. Diese Freundschaften hätten sicherlich keinen Bestand gehabt, wenn Hoffmann ein verkappter Annexionist gewesen wäre, denn die niederländische Empfindlichkeit gegenüber tatsächlichen oder vermuteten imperialistischen Bestrebungen des östlichen Nachbarn waren schon damals sehr ausgeprägt.

Wie singulär Hoffmanns Haltung gegenüber den Niederländern war, zeigt ein Vergleich mit Jakob Grimm, also einem der prominentesten Vertreter der sich damals gerade herausbildenden Germanistik. Für Grimm ist die nie-



Jacob Grimm

derländische Sprache, wie er schreibt, „je höher wir hinaufsteigen, desto näher mit der übrigen deutschen verwandt“⁷, und er ist davon überzeugt, dass vom Hochdeutschen „eine unausweichliche anziehungskraft“ ausgehe, ja er hält sogar „einen übertritt der Niederlande zur hochdeutschen Sprache [...] in den nächsten Jahrhunderten sowol für wahrscheinlich als allen deutschen völkern für heilsam“⁸. Grimm ist kein Politiker. Die Forderung nach einem engeren Zusammenschluss Deutschlands und der Niederlande – die auch er erhebt – hat bei ihm gleichsam sprachpflegerische Gründe. Vor allem die belgische Revolution von 1830 und die nachfolgende Abtrennung der südlichen Niederlande, hinter der er in erster Linie einen schädlichen Einfluss Frankreichs erkennt, dient ihm zu Mahnung und Warnung. Die Belgier hätten nämlich schon lange ihre eigene Sprache vernachlässigt und sich überwiegend des Französischen bedient. Die Pflege des Niederländischen wie auch des Deutschen sei also gewissermaßen Revolutionsprophylaxe. „Doch kann für Holland und Deutschland ein Heil aus dem Unglück hervorgehen, wenn sie die Notwendigkeit einsehen, sich beide aufrichtig und fest zu verbinden: Politische Kraft wird in Belgien doch nicht erblühen.“⁹ So weit Grimm, dessen pangermanische Haltung außer Frage steht.

Anders – kämpferischer gleichsam – sieht die Haltung Hoffmanns von Fallersleben aus. Auch er sieht in Belgien (und hier natürlich zuallererst in Flandern und Brabant) einen unheilvollen französischen Einfluss am Werk, dem

er aber dadurch zu begegnen sucht, dass er das flämische Selbstbewusstsein (gemeint ist hier abermals die Sprache) stärken möchte. In diesem Sinne ist auch seine 1856 erschienene Schrift „De Vlaemsche Beweging“ zu verstehen. Sie soll die Flamen ausdrücklich ermuntern, sich mit ihrer eigenen Sprache zu beschäftigen und sich darüber auch ihr großes historisches Erbe zu erschließen. Wenn man so will, steht der Deutsche Hoffmann also hier am Anfang jener flämischen Nationalbewegung, die erst spät, nämlich nach dem ersten Weltkrieg, Früchte trug, indem erstmals Französisch und Niederländisch als gleichberechtigte Sprachen in Belgien zugelassen waren.



Barrikadenkämpfe in Brüssel während der Revolution von 1830

Dass sich auch bei Hoffmann mit der Begeisterung für die flämische Sache ein kräftiges antifranzösisches Ressentiment verbindet, braucht nicht weiter betont zu werden. Hier steht er in einer Traditionslinie mit Ernst Moritz Arndt.

Dies geht unter anderem aus einem Text hervor, den Hoffmann verfasste. Es handelt sich dabei um das Gedicht „An den Stamm der Flamen“ aus dem Jahre 1840.¹⁰ Dieses Gedicht ist wenig später auch vertont worden, und zwar mit eben jener Melodie, die dann ein Jahr später auch für das „Lied der Deutschen“ Verwendung fand, nämlich diejenige von Haydn.

Der Text dieses Liedes, das man durchaus als flämische Hymne verstehen kann, lautet folgendermaßen:

Suche nicht das Heil im Westen!
 In der Fremde wohnt kein Glück:
 Suchst du deines Glückes Vesten.
 Kehre in dich selbst zurück!

Aus der Tugend deiner Ahnen
 Musst du deine Burgen baun.
 Und der Löw' auf deinen Fahnen
 Lehre dich dir selbst vertrauen.

Treu bewahr in deiner Mitte
 Vor dem wälschen Übermuth
 Deine Sprache, deine Sitte
 Deiner Väter Gut und Blut.

Dann erst kannst du rühmend sagen.
 Daß du lebst in unsrer Zeit.
 Daß erblüht in unsren Tagen
 Deine alte Herrlichkeit.

Sicherlich, das Pathos dieser Zeilen berührt uns heute unangenehm. Auch die unverkennbare Franzosenfeindlichkeit, die sich hier manifestiert, ist uns Gott sei Dank fremd geworden. Betrachtet man aber den Entstehungszusammenhang des Gedichts – 1840 war das Jahr der Rheinkrise, in der in Frankreich abermals Forderungen nach dem Rhein als der „natürlichen Grenze“ Frankreichs laut wurden – so ist vieles davon der nationalen Erregung der Zeit geschuldet.

Viel wichtiger aber scheint mir der Hinweis, dass sich Hoffmann hier dezidiert von den meisten seiner Zeitgenossen insofern unterscheidet, als er den Flamen (wie den Niederländern in ihrer Gesamtheit) ihre Eigen- und Selbständigkeit ausdrücklich zuerkennt. Hier spricht eben nicht der herablassende Deutsche, der seinen westlichen Nachbarn gönnerhaft die Teilhabe am großen germanischen Kuchen anbietet, sie aber gleichzeitig mit kaum verhohlener Verachtung betrachtet, weil er sie für Krämerseelen hält.

Das deutsche Bild von den Niederlanden, wie es sich im Laufe des 18. und dann vor allem im 19. Jahrhundert verfestigt hat, konnte an dieser Stelle allenfalls schlaglichtartig beleuchtet werden. Ich habe beispielsweise ganz bewusst darauf verzichtet, Friedrich von Schiller zu erwähnen, der in seiner „Geschichte des Abfalls der Niederlande“ ebenfalls das Nachbarland thematisiert. Aber er tut dies nicht mit Blick auf dessen gegenwärtigen Zustand, sondern ausschließlich in historisch-belehrender und idealisierender Absicht. Die Niederlande, wie sie sich zu seiner Zeit präsentierten, dürften ihm völlig unbekannt gewesen sein. Einen Seitenblick aber möchte ich noch werfen auf die Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert und deren Verhältnis zu den Niederlanden. Dabei nimmt es nicht weiter Wunder, zu sehen, dass auch sie die These von der wesensmäßigen Zusammengehörigkeit von Deutschen und Niederländern betonen, also letztlich einer staatlich nationalen Vereinigung das Wort reden, so sie denn überhaupt

Geschichte des Abfalls
der
vereinigten Niederlande
von der
Spanischen Regierung
von
Friedrich Schiller.

Mit Greek- & Buchdruck und Perlegen

CARLSRUHE

im Bureau der deutschen Classiker

1820

Titelblatt von F. Schillers „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande“, Karlsruhe 1820

Belgien und die Niederlande in den Blick nehmen. Einen Historiker möchte ich jedoch genauer vorstellen, denn es handelt sich dabei um einen der Väter meiner eigenen Teildisziplin, der Landes- und Regionalgeschichte, um Karl Lamprecht nämlich. Lamprecht hat im März 1915, während des ersten Weltkriegs also, in Dresden einen Vortrag gehalten, der unter dem Thema stand: „Über Belgien. Nach geschichtlichen und persönlichen Erfahrungen“. Dieser Vortrag wurde wenig später in der Zeitschrift „Die Woche“ veröffentlicht, hat also eine recht große Verbreitung gefunden;¹¹ in die gesammelten Schriften Lamprechts hat er hingegen keinen Eingang gefunden. Der Titel des Vortrags ist übrigens einer Schrift von Ernst Moritz Arndt entlehnt, was kaum zufällig geschehen sein dürfte.¹²

Um es kurz zu machen: Wenn man Lamprechts Worte heute liest (auch wenn man die Zeitumstände in Rechnung stellt), so hat man allen Grund, sich für das zu schämen, was hier unter dem Deckmantel des wissenschaftlich Ge-

Karl Lamprecht

Deutsche Zukunft — Belgien

Aus den nachgelassenen Schriften



Verlag Friedrich Andreas Debes H.-G. Gotha 1916

Titelblatt Karl Lamprecht,
Deutsche Zukunft/Belgien,
Gotha 1916.

sicherten daher kommt. Nahezu alle großen Kulturleistungen der Flamen und Brabanter, deren Kunst allemal, werden umstandslos als „deutsch“ gesehen, zumindest an deutschen Vorbildern orientiert. Flämische und deutsche Geschichte, so Lamprecht, lasse sich überhaupt nicht voneinander trennen, auch wenn in Gestalt der burgundischen Herrschaft im Spätmittelalter zeitweilig eine Entfremdung eingetreten sei. Gewiss befände sich Belgien gegenwärtig in einem beklagenswerten Zustand, aber dies werde sich nach dem Krieg bald ändern, dann nämlich, wenn sich die Flamen endlich auf ihre deutschen Wurzeln besännen und sich am Vorbild Deutschlands orientierten. Lamprecht entwirft weiter den Plan einer Konföderation zwischen Deutschland und Flandern, die, so sagte er wörtlich „die einfache Konsequenz aus der geschichtlichen Entwicklung ist“.

Er verstehe die Verbitterung der Belgier gegenüber Deutschland, räumt er weiter großzügig ein, doch werden diese antideutschen Gefühle bald der Einsicht in die Notwendigkeit eines Zusammenschlusses weichen. Im stenografi-

schen Protokoll ist dann der gemeinsame Gesang des Liedes „Oh Deutschland hoch in Ehren“ verzeichnet.

Anmerkungen

*Es handelt sich hier um den Text der Antrittsvorlesung, die der Verfasser anlässlich seiner Ernennung zum Professor für „Landesgeschichte der Rhein-Maas-Region“ im Wintersemester 2006/2007 an der Universität Duisburg-Essen gehalten hat. Der Vortragscharakter des Textes wurde bewusst beibehalten: die Anmerkungen beziehen sich nur auf die wörtlichen Zitate. Die zugrundeliegende Literatur wird am Schluss dieses Beitrags aufgelistet.

¹Ansichten vom Niederrhein. von Brabant, Flandern. Holland. England und Frankreich, im April. Mai und Junius 1790, Leipzig 1799.

²Ansichten, S. 470.

³Ebenda. S. 471.

⁴Ebenda. S. 314.

⁵Ansichten. S. 315.

⁶Zitiert nach: Horst Lademacher. Zwei ungleiche Nachbarn. Wege und Wandlungen der deutsch-niederländischen Beziehungen im 19. und 20. Jahrhundert. Darmstadt 1990. S. 30.

⁷Zitat nach: Ulrike Kloos. Niederlandebild und deutsche Germanistik 1800–1933. Amsterdam – Atlanta 1992, S. 18.

⁸ebenda S. 27.

⁹Ebenda S. 21.

¹⁰Abgedruckt in: P. H. Nelde, Flandern in der Sicht Hoffmanns von Fallersleben. Wilrijk 1968, S. 162.

¹¹Die Woche. Moderne illustrierte Zeitschrift. Jg. 1915. H. 12 vom 20. März 1915. Das Originalmanuskript befindet sich im Nachlass Lamprechts in der Universität Bonn (S 2713 [H 25 b])

¹²Belgien und was daran hängt (1834), ND Berlin 1918.

Verwendete Literatur

- Behr, Hans-Joachim (Hrsg.), August Heinrich Hoffmann von Fallersleben 1798–1998. Festschrift zum 200. Geburtstag. Bielefeld 1999
- Chales de Beaulieu, Anja. Deutsche Reisende in den Niederlanden. Das Bild eines Nachbarn zwischen 1648 und 1795. Frankfurt a.M. u.a. 2000
- Kloos, Ulrike. Niederlandbild und deutsche Germanistik 1800–1933. Ein Beitrag zur komparatistischen Imagologie. Amsterdam/Atlanta, GA 1992
- Lademacher, Horst. Zwei ungleiche Nachbarn. Wege und Wandlungen der deutsch-niederländischen Beziehungen im 19. und 20. Jahrhundert. Darmstadt 1990
- Lademacher, Horst. Wo Glanz ist, ist auch Gloria. Reisende in den Niederlanden des Goldenen Jahrhunderts. Münster/Hamburg 1996
- Nelde, Peter H.. Flandern in der Sicht Hoffmanns von Fallersleben. Eine Untersuchung im Rahmen deutsch-flämischer Beziehungen. Wilrijk 1968
- Neide, Peter H.. Hoffmann von Fallersleben und die Niederlande. Amsterdam 1972
- Struck, Bernhard. Von sozialer Affinität zu kultureller Differenz. Paradigmenwechsel im Frankreichbild der Neuzeit in den Augen deutscher Reisender. in: Thomas Höpel (Hrsg.), Deutschlandbilder – Frankreichbilder 1700–1850. Leipzig 2001. S. 119–138